

Körper und Frauen: ihre Entlebendigung im Faschismus und auch sonst

THEWELEIT, Klaus: Männerphantasien

Band 1: Frauen, Fluten, Körper, Geschichte, 1. Aufl., Verlag Roter Stern, Frankfurt/Main 1977, 611 S.

Band 2: Männerkörper — zu Psychoanalyse des weißen Terrors, 1. Auflage, Verlag Roter Stern, Frankfurt/Main 1978, 564 S.

Marina Fischer-Kowalski (Wien)

Ich schreibe diese Rezension so, wie sich's nicht gehört Rezensionen zu schreiben: erstens ist das Buch schon vor einer ganzen Weile erschienen (und die — billigere — Neuauflage bei Rowohlt bescheinigt Aktualität vielleicht vor dem Markt, aber nicht vor einem „wissenschaftlichen“ Publikum), zweitens versteh' ich wenig vom Thema: Psychoanalyse und Faschismustheorien, also den beiden entscheidenden Komponenten dieses Buches, begegne ich als relativer Laie. Ich hab' auch weiter nichts dazu getan, meinem Urteil den Anstrich von Expertenhaftigkeit zu verleihen — keine Sekundärliteratur, keine Kritiken, keine Primärliteratur dazu gelesen (ich finde es, für den Zweck einer Rezension, schon aufwendig genug, die 1200 Seiten dieses Buches zweimal durchzuarbeiten und zu exzerpieren). Meine Legitimation, Seiten dieser Zeitschrift mit einer solchen Rezension zu füllen, beziehe ich lediglich daraus, daß ich glaube, daß es sich bei den „Männerphantasien“ um ein wichtiges Buch handelt — um eine ganz eigentümliche Verbindung von Geschichte, Psychologie und Politik, erschlossen mit einer nicht minder eigentümlichen Methodologie — aus dem nach meinem Empfinden Leser als Soziologen, zumindest ebenso aber als Frauen/Männer, als Menschen also, etwas zu lernen hätten, das sie ihre Wissenschaft allzu häufig nicht lehrt.

Formaler Ausgangspunkt dieses Buches sind Textinterpretationen: Schriften der „Freicorps-Literatur“ aus den zwanziger und dreißiger Jahren (DWINGER, GOEBBELS, Thor GOOTE, JÜNGER, Ernst SALOMON u. v. a.), von Autoren also, die den „Weißen Terror“ der Zeit nach dem ersten Weltkrieg und später z. T. den entwickelten Faschismus mitgetragen haben. Den Umgang des Autors mit diesen Texten kann man so beschreiben: daß er sie direkt zum Leser sprechen läßt, in Ausschnitten, sie qualitativ (und höchstens in Ansätzen quantitativ — „es kommt nie vor...“ —) analysiert bzw. interpretiert, dazwischen reale geschichtliche Abläufe, viele Bilder und theoretische Exkurse einblendet. Zur Methode läßt sich vorweg noch sagen: daß der Autor die Techniken freier As-

soziation (bei sich und dem Leser „Fließenlassen“) mit hartnäckiger analytischer Absicht verbindet; die Texte ernst nimmt, nicht als äußeres „Objekt“, über dem das wissenschaftliche Subjekt gefälligst zu stehen hat, behandelt; nicht deduktiv, auch nicht induktiv, sondern „von selbst“ fügen sich Einsichten: Das Material wird vorbeigespült an den Empfindungen und dem Denken des Lesers, der es zunehmend in der Begrifflichkeit des Autors zu fassen lernt. Nichts wird oktroyiert, als fertige Einsicht präsentiert, es ist ein immer wieder abrollendes Versuchen, ein Diskurs mit Material und Leser, aus wechselnder Distanz (deswegen ist das Ganze auch so lang).

Eine Multi-Media-Show (so multi, als es in einem Buch eben geht) also, die nicht nur das Denken, sondern auch die Gefühle des Lesers als Quelle der Einsicht benützt, mit Material als Anhaltspunkt.

Man könnte sich der Versuchung hingeben, an den Interpretationen herumzukritisieren, sich mächtig wichtig zu machen mit der Demonstration (die zweifellos an einigen Punkten gelänge), daß man dieses ja auch so und jenes anders interpretieren könnte, die Gelegenheit benützen, nun einmal öffentlich zu fragen, warum hier von diesem und dort von jenem Denkmodell Gebrauch gemacht wird — und gewiß fände man auch allerhand an Beliebigkeit. Nun ist es nicht nur so, daß ein gewisses Maß an Beliebigkeit schon durch die bloße Länge gewährleistet wird — diese Beliebigkeit (und sie ist gar nicht so groß, wie man meinen könnte) hat auch Methode: dem Leser nicht nur klare Einsichten, sondern auch produktive Unge-
wißheiten zu vermitteln, ihm die Freiheit im Umgang mit dem Produkt nicht zu verwehren. Ich will jedoch dieser Versuchung widerstehen, und sie ist für mich nicht sehr groß (großen Versuchungen pflege ich nicht zu widerstehen), und die Sache schlicht aus der Perspektive des Autors, soweit ich sie begreife, einmal darzustellen versuchen. Schon deshalb weil ich wohl nicht dieselbe Länge beanspruchen kann, muß ich einen analytischeren Zugang wählen und kann nur versuchen, Plastizität wenigstens exemplarisch zu erhalten.

Zur Struktur, genauer: zu den Themen dieses Buches

Die Kategorie des „Fließen Lassens“ hat nicht nur in der vom Autor vertretenen Theorie, sondern auch für seine Schreibweise große Bedeutung. Für den Zweck einer Rezension ist es jedoch unerläßlich, gegenüber dem hierhin und dorthin sich Bewegenden, sich immer wieder verzweigenden und vereinigenden, manchmal ausufernden Ge-

wässer eine Vogelperspektive einzunehmen, und so gut es geht, den Gesamtverlauf zu beschreiben.

„FRAUEN“

1. Es beginnt mit der Frage: Welche Beziehung haben die „soldatischen Männer“ (so nennt THEWELEIT die schreibenden Subjekte seiner Darstellung) zu den ihnen nahestehenden Frauen? Die Antworten: die eigenen *Ehefrauen* kommen kaum vor, bleiben namenlos, an Stelle ihres Namens stehen die Namen ihrer Brüder oder hochragender (männlicher) Persönlichkeiten; sie werden überfallsartig geheiratet und rasch (um der soldatischen Pflichten willen) verlassen. Die eigenen *Mütter* erscheinen entweder aus der Perspektive des Kindes als schützende, geliebte Engel oder aus erwachsener Sicht als trauernd über den Tod ihrer Söhne, als leidend (vor allem unter den Vätern), doch angesichts dieser Schmerzen als Mütter „aus Eisen“. (Die Väter werden eliminiert — wollen die Söhne von Jungfrauen geboren worden sein? Die Väter sind in der besprochenen Literatur jedenfalls nicht gefragt: weder als Helden noch als Gegner, vgl. S. 140.) Ich empfinde ähnlich wie THEWELEIT, daß in diesen Darstellungsweisen ein aggressives Moment steckt: den Müttern Leid zuzufügen (Männer, Söhne nehmen und dabei keinerlei Anstalten machen, sie zu trösten), und den Müttern die Lebendigkeit, die Wärme nehmen — sie zu „entlebendigen“ (womit eine der zentralen Kategorien dieser Analyse überhaupt anklingt).

Die *Schwester* hingegen fungiert, jedenfalls scheinbar, als Liebesobjekt, allerdings als „Grenze der möglichen Objektwahl. Was jenseits ihres Namens liegt, ist unbekanntes, gefährliches Land, sie selbst aber ist tabu.“ (S. 160) Als Liebesobjekt zugelassen ist sie allerdings nur in der Fassung der „weißen“ (dh. nicht-erotischen, höchstens pflegend-tröstend aktiven) Frau — sprengt sie diesen Rahmen, wird sie gnadenlos verfolgt (vgl. viele Beispiele S. 141—154). Die Frage: was lieben diese Männer sonst? beantwortet THEWELEIT, belegt durch zahlreiche Beispiele: Tiere (Pferde, Hunde), die Jagd (Schießen), heimatliche Scholle, deutsches Volk und Vaterland, „ihre Leute“, harte Männer, ihre Vorgesetzten, Führer — fast alle anderen Liebesobjekte stehen also im Zusammenhang mit der Abwehr von Frauen (S. 82 ff). „Diese Männer geben also an, gerade das zu ‚lieben‘, was sie vor Objektbeziehungen schützt“ (S. 86).

2. In mehreren Abschnitten rundherum werden die beiden in dieser Literatur sehr häufig auftretenden und stark emotional besetzten Frauentypen herausgearbeitet, für die es mehrere Namen gibt: die „weiße“ und die „rote“ Frau. Die „weiße Frau“ (und diesem Typus gehören meist auch die Mütter und Schwestern der soldatischen Männer an) findet sich vor allem verkörpert

in der „weißen Krankenschwester“ als Inbegriff der Vermeidung aller erotisch-bedrohlichen Weiblichkeit (die Krankenhaussituation kommt dieser phantasierten Liebes/Nicht-Liebessituation sehr entgegen; die, die sie doch zur Liebessituation machen, müssen dann sterben); sie zeichnet sich aus durch Zartheit, Lieblichkeit — und Körperlosigkeit; sie ist blaß, hält sich aufrecht, alle Gefühle hinter der Maske schützender Fürsorglichkeit unkenntlich gemacht. Und sie entstammt in der Regel dem Adel.

In der „roten Frau“ geben sich die soldatischen Männer alle Mühe, ein „phantastisches Wesen zu konstruieren, das keift, kreischt, spuckt, kratzt, furzt, beißt, anspringt, das herumhurlt . . . und sich nicht genug tun kann im Auslachen dieser Männer.“ Es wird kein Versuch gemacht, dem bedrohlichen Etwas auf die Spur zu kommen — „im Gegenteil, sie wissen schon, was es ist: Kommunismus (weiblicher)“ (S. 85). Im Gegensatz zu den eigenen (weißen) Ehefrauen tragen diese Frauen Namen, Vornamen, und sehr häufig tragen sie Waffen: versteckt, unter den Rücken, im rechten Moment gegen den soldatischen Mann gerichtet, besonders auf sein Geschlechtsteil. Und sie sind in der Regel Proletarierinnen.

Die alte Phantasie von der Verfolgung des Mannes durch die sinnliche Frau, die Hexe, die verführerische Jüdin, findet in dieser Gestalt ihre Fortsetzung. (Ein Exkurs über die Realität der proletarischen Frau und die Formen ihrer Einbeziehung in den Kampf gegen den weißen Terror, ihre Sexualität als selbstverständlicher Bestandteil des täglichen Lebens, viel weniger gezeichnet durch bürgerlich-christliche Sexualmoral, die proletarische Frau als verzweifelte Kämpferin um die Bewältigung des Alltags, gegen den Hunger, macht klar, daß es sich bei diesen Phantasien nicht bloß um Projektionen handelt: den Freikorpsoldaten müssen die proletarischen Frauen tatsächlich als körperlich selbstsicher und provokativ erschienen sein, wobei alle von ihnen gelernten Formen der Annäherung nicht funktionieren können, vgl. S. 177 ff). Für die theoretischen Schlußfolgerungen ist noch wichtig: Die Angst vor der Kastration durch die sinnliche, penisbewaffnete Frau ist den Männern durchaus *bewußt*, sie wird nicht verdrängt, sie soll auf keinen Fall verschwiegen werden.

Mit den „roten Frauen“ wird martialisch umgegangen: ihr Geschlechtsteil (Granaten unter die Röcke werfen), ihr ganzer Körper wird physisch lustvoll vernichtet.

Als eines von mehreren Beispielen:

Mit Pahlen aber ist es, als höre er das nicht. „War das Weib in Mitau?“ fährt er störrisch fort.

Der Große verbeugt sich leicht, sagt mit zurückhalten-der Höflichkeit: „Sie hat in Mitau residiert, hat auch den Baltenzug eskortiert.“

„Dankel!“ sagt Pahlen kühl, beugt sich mit gleicher Höflichkeit, geht rasch den beiden Soldaten nach, die das Weib hinter die Scheune tragen wollen, wo man die anderen Gefangenen zusammentrieb. „Hört mal, ihr beiden“, hält er sie an, „wollt ihr tausend Mark?“ Sie lassen den Körper fallen, sehen ihn verdutzt an. „Tausend deutsche Mark?“ fragt der eine. „Na, aber immerzu!“ lacht der andere. „Dann müßt ihr“, sagt Pahlen leise, mit einem Gesichtsausdruck, der wie gefroren ist, „dies Weib totschiagen. Aber nicht etwa mit euren Kolben, mit jener kleinen Kosakenpeitsche, die ihr am Handgelenk hängt.“

„Verflucht noch mal!“ sagt der eine.

„Eine schwere Sache!“ meint der zweite, kratzt sich hinterm Ohr.

Pahlen zieht eine Brieftasche hervor, auf der eine abgewetzte siebenzackige Krone glänzt, reicht ihnen einen hohen Schein.

„Ihr braucht keine Furcht zu haben, es ist nicht gegen den Befehl — sie hat so viele Menschen hingemordet, daß es nur ihre gerechte Strafe ist.“

„Ein Flintenweib also?“ fragt der erste.

„Ein richtiges Flintenweib!“ nickt Pahlen abwesend. Da lacht der erste, leckt sich die Lippen. „Dann geht es schon in Ordnung — hätten wir's auch ohne das Papier getan! Ein Flintenweib also, eins der berühmten . . .“ wiederholt er nochmals, starrt sie kopfschüttelnd an. Dann bücken sie sich wieder, packen sie an den zerschmetterten Armen, schleifen sie brutal davon. Pahlen blickt noch einmal in ihr Gesicht, sie ist anscheinend völlig bei Bewußtsein, aber es ist von Haß tierisch entstellt. Über ihre wulstigen Lippen quellen Flüche, mit jedem Atemstoß quellen sie hervor. . .

Den abrückenden Reitern der Eskadron bietet sich anschließend folgendes Bild:

Als sie am Bach entlang kommen, sehen sie verwundert, daß er von Bolschewistenkörpern verstopft ist. Die Soldaten müssen auf irgendeine Anordnung — sonst wäre das niemals geschehen — alle Verwundeten dort hineingeworfen haben. Als Langsdorff sich halblaut erkundigt, wird ihm die erwartete (!) Antwort. Irgend jemand hat den Befehl dazu überbracht, der Name des Überbringers aber ist nicht zu erfahren. Der letzte Körper, an dem sie vorüberreiten, ist scheinbar der einer Frau. Aber es ist nur schwer noch feststellbar, denn es ist eigentlich nurmehr eine blutige Masse — ein anscheinend von Peitschen völlig zerschnittener Fleischklumpen, der dort im ringsum rötlich zerstampften Schneeschlamm liegt.

Als Pahlen daran vorüberreitet, nimmt er sein goldenes Etui heraus, zündet sich eine Zigarette an, atmet er den Rauch tief in die Lungen. Dann traben sie. (Orig.: E. E DWINGER 1935, S. 141 ff; zit. nach THEWELEIT, Bd. 1, 234/235).

Wichtig daran ist auch (und wiederholt sich in zahlreichen Texten), daß ein bestimmter Zustand des weiblichen Körpers angestrebt wird: der soll aussehen wie eine Kastrationswunde — „blutige Masse“.

Im Tötungsakt vereinen sich zwei gleich starke Zwänge: das Eindringen und das Entfernen — er endet mit der (als Befriedigung erlebten) Zerstörung des Objektcharakters: Brei, blutige Masse. Am Zustand des Mannes ist auch auffällig: vor dem Angriff wird er „starr“, richtet sich auf; währenddessen fühlt er sich „wie abwesend“ oder ist es sogar (und es geschieht nur auf seinen Befehl)

— allerdings „intensiv abwesend“: Tötender wie sein Opfer verlieren ihre Grenzen. (S. 25 ff.).

3. Zwischenbilanzen:

3.1 „Es / Ich / Über-Ich“ der soldatischen Männer?
Nach FREUD differenziert sich mit dem Untergang des Ödipus-Komplexes das „Ich“ durch verschiedene Identifizierungen aus dem Es heraus. Der Kernvorgang besteht in der Umwandlung der inzeptuösen Objektbesetzung in Identifizierung unter der Bedingung einer klaren Dreiecksbeziehung Mutter/Vater/Kind. Es erfolgt eine Objektverschiebung von der Mutter auf die Schwester, von der Schwester auf die Freundin der Schwester und damit ist die „erwachsene“ Objektbeziehung konstituiert. Bei den Freikorpsmännern verläuft das anders: sie wollen eine Verbindung mit dem anderen Geschlecht, ohne Namen, eine Verbindung, in der sie sich auflösen und die andere mit Gewalt aufgelöst wird. Es finden sich nicht die üblichen ödipalen Erscheinungen, sondern Verschmelzung, Zerstückelungsvorstellungen, Auflösung der Grenzen des Ich, verschwimmende Objektbeziehungen: nicht das ödipale Dreieck, sondern die primäre Zweierbeziehung. Inzestwunsch, Kastrationsangst werden nicht „verdrängt“. Es/Ich/Überich sind mangelhaft ausgebildet (Theweleit operiert hier mit dem Balintschen Begriff der „Grundstörung“) — und doch handelt es sich um durchaus realitätstüchtige Personen. Offene Frage: Durch welches „Ich“ stabilisieren, kontrollieren sich diese Männer, wenn nicht durch das ödipale?

3.2 THEWELEITS Kritik an „Kastrationsangst“ verkörpert in der penislosen Frau:

Entgegen den gängigen freudianischen Auffassungen löse die Frau (oder: ein bestimmter Typus von Frau) nicht Kastrationsangst in Männern aus, weil sie das abschreckende Beispiel des kastrierten Mannes verkörpere, sondern weil ihr die Fähigkeit zugeschrieben wird, zu kastrieren, das männliche Glied zu verschlingen und einzubehalten (Bild der Medusa: viele einbehaltene Geschlechtsteile). Das weibliche Geschlechtsteil wird nicht als Wunde, sondern als scharfes Maul phantasiert — daher auch die Form der Angstabwehr: Erstarrung, möglichst hart, steif, aufgerichtet sein — Zähne einschlagen.

3.3. Die Produktionsweise der Sprache der soldatischen Männer entspreche der Produktionsweise ihres Unbewußten: Der psychische Gehalt dieser Texte bzw. Männer sei nicht erfäßbar durch Aufdecken der „unbewußten“ Inhalte, der „typischen Symbolik“; es handle sich nicht einmal in erster Linie um Projektionen. Was ihre Sprache nicht könne: erzählen, beschreiben, darstellen, argumentieren: „Eine sprachliche Haltung, die das Eigenleben des Gegenstandes ernst nimmt oder achtet, ist ihr fremd.“ (S. 269.) Die Sprache dieser

Männer sei ein Prozeß der Aneignung und Verwandlung von Realität, und zwar von besonderer Art: Realitätspartikel, die die Sprache der soldatischen Männer in sich aufnimmt, werden entlebendigt, geben ihr Leben ab an einen sprachlichen Zugriff, dessen „Lust“ in der Wirklichkeitsvernichtung zu liegen scheint („Besetzungssprache“, S. 269). Während menschliche Produktionen der Realität in der Regel Leben zuführen („lebendige Arbeit“), bestünde hier die menschliche Produktion in der Verwandlung von Lebendigem in Totes („Antiproduktion“). Aus der entlebendigten Realität baut diese Sprache neue Ordnungen auf (vgl.: Polizeiphotographien), Ordnungen von „großen, übersichtlichen Blöcken, die als Baumaterial dienen für eine übersichtlichere, zukünftige monumentale Welt“ und Sicherheit bieten gegen die verwirrende Vielfalt des Lebendigen.

„Damit ist die Frage gestellt, warum die Wunschproduktion unter bestimmten Bedingungen zur Mordproduktion werden kann; das ist eine der Realität des Faschismus angemessene Frage. Unangemessen ist die Frage in jeder Form, die lamentierend unterstellt, die Massen hätten nicht durchgeblickt und sich dem Kommunismus verweigert, weil sie halt beschränkte Subjekte seien, die zu realitätsfremden Phantasien neigten (und das aus realen, ‚objektiven‘ Gründen)“ (S. 275). „Neben dem kapitalistischen Produktionsverhältnis könnte also auch ein bestimmtes mann/weibliches Verhältnis (das patriarchalische) als Produzent einer lebensvernichtenden Realität ins Zentrum der Auseinandersetzung mit dem Faschismus gehören“ (S. 284).

KÖRPERGEFÜHLE

Das erste Kapitel fragte nach der Beziehung des soldatischen Mannes zur Frau und endete unter anderem mit der Feststellung, bei diesen Männern seien Objektbeziehungen überhaupt gestört / unklar / nicht vorhanden. Nun setzt Theweleit in diesem Kapitel konsequenterweise seine Analyse eine Ebene „weiter hinten“ an: bei der Beziehung des Mannes zu seinem eigenen Körper. Und wie sich an den Schriften zeigt, handelt davon sehr viel. Nun ist über hunderte Seiten die Rede von „Aggregatzuständen des Körperinneren“, „Entstehung des Körperpanzers“, „Vermischungszuständen der Körperländer“ und äußeren Ordnungen, die diesen Zuständen, Ängsten, Lüsten entsprechen.

Zentrale Kategorie dieser ganzen Analyse ist das Fließen, das Flüssige in seinen verschiedensten Formen: als „rote Flut“, als „Ströme“ (äußere und innere: Blut, Schleim, Sperma, Meer, Menschenmassen, Tränen), aber auch, in verdickter Form, als „Schlamm“, „Sumpf“, „Schleim“, „Brei“ und

die gewaltigen Dammbauten, die dergleichen verhindern sollen.

1. Im Hintergrund steht die theoretische Differenz zwischen einem FREUD, der innere Vorgänge im Körper nicht als durchaus materielles Strömen von Flüssigkeiten, sondern abstrakt als „Libido“ faßt, die Grenzüberschreitung Ich-Außenwelt durch „Abströmen“ in der Liebe als „Einbildung“ qualifiziert, und einem REICH, für den das organische Strömen einen Basisprozeß darstellt, eine durchaus reale und lustvolle Grenzüberschreitung. THEWELEIT hält sich an die Weiterführung durch DELEUZE/GUATTARI, die Wunschproduktion des Unbewußten in Form von „Strömen“ begreifen, als produktive und humane Grenzüberschreitung, und die die Zielvorstellung vom kulturellen bürgerlichen Individuum, dessen zentrale Fähigkeit besteht, „sich zusammenzunehmen, Ergüsse zu kontrollieren oder keine zu haben“ (S. 322) bekämpfen. THEWELEIT kritisiert an FREUD die Feindschaft des bürgerlichen Ich gegenüber der Produktionskraft des eigenen Unbewußtsein, das Programm der Eliminierung des Fließenden, dessen Still- und Trockenlegung (so sieht er in Sublimation ein „feinverzweigtes Kanalisierungs- und Versickerungssystem“ S. 330) 1). Ebenso sieht er mit DELEUZE/GUATTARI die primäre Ziellosigkeit, Nicht-Objektgebundenheit der Wunschproduktion als Grundlage menschlicher Freiheiten („das Fließen will zunächst nichts, als *stattfinden*, dann erst *finden*“) (S. 339).

„Härte und Permanenz der Körpergrenzen und psychischen Systeme dürften viel eher von äußeren, gesellschaftlichen sowie widrigen Naturzwängen errichtet worden sein, ein dem fließenden Wunsch von feindlichen Mächten gebauter Damm“ (S. 332).

2. Bei der Analyse von THEWELEIT wird diese Kategorie des „Fließens“ jedoch dem Leser keinesfalls oktroyiert (auch nicht theoretisch wie in dieser Rezension vorangestellt). Vielmehr lernt der Leser an den Texten selbst zu spüren, wie die soldatischen Männer immer wieder das Bild zeichnen vom heldischen, aufrechten, wehrlosen Mann, der von roter Welle verschlungen wird — wie Wunsch und Furcht gegenüber diesem Vorgang einander die Waage halten; wie bruchlos die äußeren, den aufrecht ragenden Mann anbrandenden roten Fluten des Bolschewismus übergehen in das Überflu-

1) Ich vernachlässige hier die Kategorie des „Maschinellen“, die in der Konzeption von DELEUZE/GUATTARI eine große Rolle spielt und — wider alle Wortassoziationen — mit Fließen in enger Verbindung (apropos: „Fließband“) steht, obwohl sie die Vorstellung von der „Wunschproduktion“ des Unbewußten mit der gesellschaftlichen Arbeit zu verbinden gestattet. Aber es würde zu viel Platz kosten, das nur einigermaßen verständlich zu machen, und es ist für die Theweleitsche Analyse nur am Rande wichtig.

tet werden mit den „übelsten inneren Instinkten“, das eine mit dem anderen austauschbar ist. Noch bedrohlicher fast sind dem soldatischen Mann die Sumpfe, Schleime, Breie (als gemeinsame Eigenschaften: Fließfähigkeit, Zustand der Vermischtheit, Lebendigkeit, Beweglichkeit, Fähigkeit, anders in sich aufzunehmen ohne erkennliche Veränderung: „Verschlingen“). Diese Begriffe, fast immer in übertragenem Sinne gebraucht, haben nichts mehr von den fröhlichen kindlichen Assoziationen: Wasser zum Platschen und Schwimmen, Brei zum Essen und Kleckern, Schlamm („Gatsch“) zum darin Herumwaten — liest man die Texte, in denen diese Begriffe („besudelt“, „Dreck verspritzende Presse“, „Kotregen“, „mit Haß übergossen werden“) stets im Zusammenhang mit persönlicher Erniedrigung stehen, so gewinnt die Interpretation THEWELEITS durchaus Plausibilität: daß hier so etwas wie eine Kloakentheorie die Phantasie beherrscht, alles Vermischte Ausscheidungen aus verschiedenen Öffnungen des Unterleibs entspricht — die „Republik“ als Unterleib einer riesigen Hure ohne „Damm“ (S. 519). Die psychische Reaktion des soldatischen Mannes signalisiert desto mehr Bedrohung, je hautnäher und je vermischter die Substanzen; seine Abwehr besteht in sich Aufrechtthalten, Waffe hochrecken. Erlaubt bleiben, von den Strömen, nur: Schweiß, Blut, und, oft schon ambivalent, der Strom der Rede.

3. „Wo andere Menschen ihre Haut haben, wird ihm — unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen — ein Panzer wachsen. Diese Bedingungen organisierte der Wilhelminismus“ (S. 525). Margaret MAHLER beschreibt den Säugling als ein Maschinchen, das sich durch Überfließen am Leben hält (lustvoll: Scheiße, Pisse, Tränen, Brei, Rotz). Wenn aber das „Überfließen“ sofort in der Umwelt Unlust auslöst, Ekel, Trockenlegung — wird der Säugling seine psychischen Besetzungen von der Peripherie zurückziehen, sich erleben als angefüllt mit „bösen Flüssen“ und ohne Gefühl seiner eigenen Grenzen bleiben (S. 525). Sauberkeitserziehung erzeugt nicht nur — wie in der traditionellen Psychoanalyse festgestellt — Schuldgefühle, sondern die Angst, sich zu beschmutzen, als Sexualangst (vgl. die Theorie von der Rückenmarkschwindsucht); installiert wird dies nicht in der Form von „Gewissen“, sondern als Körpergefühl, als Unlust und Angst in den Lustempfindungen selbst. Es geht — nach THEWELEIT — dabei nicht so sehr um die „Verinnerlichung“ von Verboten, nicht um das „Über-Ich“ im Kopf, sondern Lustabwehrgefühle werden in den Körper selbst eingeschrieben. (Diese früh produzierte Unlust trägt noch nicht den Namen „Mutter“, ist noch nicht familialisert, hat mit dem ödipulen „Drei-

eck“ nichts zu tun.) Die Erziehungsmaximen der Jahrhundertwende: frühe Sauberkeit, wenig Körperberührung mit dem Kleinkind (dh. mangelnde Erotisierung der Körperoberfläche durch mangelnde Zuwendung), und, wie im zweiten Band (S. 190 f.) näher ausgeführt, die schmerzliche Kenntlichmachung der Peripherie durch Prügel, produzieren Körper ohne lustvoll von innen besetztes, sicheres Gefühl seiner Grenzen; die Körpergrenze wird von außen erzeugt. All dies bedeutet die „Zufügung eines Körperpanzers, der sich zu dem, was er einschließt, man kann sagen wie antagonistisch verhält“ (S. 535).

„Da sich ihr ‚Ich‘ nicht durch die libidinöse Besetzung der Körperperipherie von innen heraus und durch Identifikationen gebildet haben kann, müssen sie wohl ein ‚Ich‘ von außen übergestülpt bekommen haben. Ich vermute, der schmerzhafteste Zugriff äußerer Instanzen hat sie dazu gezwungen, ihre Peripherie zu besetzen. Prügelnde Eltern . . . das Militär haben sie ständig an die Existenz ihrer Peripherie erinnert (ihnen ihre Grenzen gezeigt), bis der funktionierende kontrollierende Körperpanzer ‚gewachsen‘ ist und die Fähigkeit dieses Leibes, sich in größere Gebilde mit panzerartiger Peripherie bruchlos einzufügen. Der Körperpanzer der Männer wäre demnach ihr Ich.“ (Bd. II, S. 190.) Ich fühle Schmerz, also bin ich.

4. Zwischen die Beschreibung der Körpergefühle dieser Männer und obige Analyse von Sozialisationsvorgängen und ihren Folgen sind noch hundert Seiten über die historische „Entstehung des Panzers gegen die Frau“ eingeschoben — ein Versuch, „Faschismus als Teilstück bürgerlich-patriarchalischer Geschichtskontinuität“ zu beschreiben. Ausgehend von einem anthropologischen Exkurs in Anlehnung an Elaine MORGAN („Die Menschlein aus dem Wasser“), dann gestützt auf Norbert ELIAS und Rudolf zur LIPPE versucht THEWELEIT, den inneren Zusammenhang zwischen der Unterdrückung der Frauen und gesellschaftlicher Klassenherrschaft herauszuarbeiten, als Entfaltung von Widersprüchen der Freisetzung, Entgrenzung der Wunschproduktion durch gesellschaftliche Veränderungen und gewaltsame Neubegrenzung durch die Herrschenden. Ich bin nicht in der Lage, das inhaltlich auf einer halben Seite wiederzugeben.

5. Damm und Fluß — das Ritual der Massenaufmärsche. Faschistisches Ritual als öffentliche Inszenierung des Verbotenen: strömende Massen, flatternde Fahnen bedeuten die Inszenierung einer Freiheit, in der der Faschist sich nicht auflöst: einen Zugang zum Zustand der Nicht-Zerrissenheit, der Nicht-Kastration, der Macht, zum Strömen, das nicht den Tod bedeutet (S. 549). Jeder darf Teilchen sein einer riesigen gebändigten Flut.

„Im Ritual wird der Faschist so zum Darsteller seiner befreiten Triebe und zum Darsteller des Prinzips, das sie unterdrückt“ (S. 550). Der Faschismus verspricht dem Mann die Zusammenfügung seiner feindlichen Teile unter ertragbaren Bedingungen, die Herrschaft des Mannes über das feindliche „Weibliche“ in ihm selbst (S. 555). Die Frau wird da funktionslos.

„Der Erfolg des Faschismus beweist dann, daß die Massen, die faschistisch wurden, unter ihren inneren Zuständen mehr gelitten haben, als unter Hunger und unter Arbeitslosigkeit. Das saloppe ‚braucht er was zu essen, bitte sehr‘ steht nicht so ohne weiteres an erster Stelle. Daß der in sich selbst, in seinen Körperpanzer und die gesellschaftlichen Zwänge eingesperrte Mensch unter bestimmten Umständen lieber ausbrechen möchte, als sich satt essen und daß seine Politik darin bestehen kann, diesen Ausbruch zu organisieren und nicht eine ökonomische Ordnung, die der nächsten Generation die Aussicht auf lebenslang gefüllte Mägen verspricht, das eben lehrt der Faschismus. Er enthält die Utopie paradiesischer Verantwortungslosigkeit. Ich glaube, darin wäre schon ‚eine Schönheit in der tiefsten Entstellung‘ zu entdecken. Die Kommunisten, die Linke überhaupt, weigert sich aber immer noch hartnäckig, zu verstehen, daß der Faschismus ihnen auf fürchterliche Weise gezeigt hat, wie sehr der Materialismus, den sie propagiert und praktiziert, ein halbiertes ist.

Die Wunschproduktion des Unbewußten als molekulare Triebkraft der Geschichte kommt in ihm nicht vor — das hat sich gerächt und rächt sich immer weiter.“ (S. 551 f.)

FASCHISTISCHE BEGRIFFE — KÖRPERPROZEDUREN

Der erste Teil des zweiten Bandes widmet sich dann dem, was man gemeinhin als Ideologiekritik faschistischer Begrifflichkeit bezeichnen würde — allerdings in ungewöhnlicher Weise: nicht als Kritik des Denkens, sondern als Darstellung und Kritik von Empfindungen, von Körpergefühlen (und Empfindungen kann man nur „kritisieren“, indem man ihre gesellschaftliche Produktion kritisiert).

1. Masse und Rasse (S. 17 ff.): Der Begriff der Masse ist für die Faschisten äußerst widersprüchlich: zum einen signalisiert er Verachtung, Ausgrenzung der eigenen Person als Elite (Haß, Ekel gegen Masse im eigenen Leib: flüssig, schleimig, brodelnd), zum anderen wird sie aktiv mobilisiert, auf die Straßen (und Fronten) gebracht, formiert, in Dammsysteme gegossen — der Führer ragt heraus. Aus in ihrer äußeren (nicht-formierten) Er-

scheinung wird sie codiert als Weiblichkeit, hinter der sich das tötende (männliche) Untier verbirgt: zahlreiche Beschreibungen unbewaffneter Demonstrationen zeichnen das Bild der scheinbar unschuldigen Frauen (und Kinder) vorne weg, hinter denen sich die (angeblich) bewaffneten Arbeiter verbergen — im Blutbad wird die Reinigung von der (eigenen) Masse gesucht und gefunden. Die ungeordnete, lebendige Masse wird verbunden mit Verwesung (ähnliche Codierung: Syphilis: „ein Name für die Auflösung, der der Mann verfällt, wenn er mit der nach außen gesetzten Verkörperung seines gestorbenen verschlingenden Unbewußten in Berührung kommt“ S. 22). Wie der Mann sich seiner eigenen Wunschproduktion gegenüber verhält („Innen hat dieser Mann ein KZ, das KZ seiner Wünsche“ S. 12), so verhält er sich gegenüber lebendigen, nicht-formierten äußeren Massen, die seine Grenzen aufzulösen drohen. Daher ist auch ein Kernstück der faschistischen Propaganda der Kampf gegen Lust, Genuß: Askese, Verzicht, Selbstüberwindung sind seine Parolen. Befriedigung wird in der Abwendung von Bedrohung durch ungeordnete äußere Massen erreicht, durch das Leerfegen (durch Salven z. B.) — „leerer Platz“.

Als Gegenbegriffe zur „Masse“: Kultur, der „hochstehende Einzelne“, die Rasse. Den soldatischen Männern ist Kultur alles, was hoch steht: Edles, Sittlichkeit, Geist, Herz, Gemüt, Verstand und Seele — und „führen“ kann nur das „Höhere“²⁾; als ihr Träger ausersehen sind der „Einzelne“, die „Wenigen“, die ihr Unteres zu unterdrücken vermögen. „Eine Kultur mag noch so ragend sein — erlischt der männliche Nerv, ist sie Koloß auf tönernen Füßen. Je mächtiger ihr Bau, desto fürchterlicher der Sturz“ (JÜNGER, S. 74). Es handelt sich dabei um eine „Fortsetzung des Kulturverständnisses der europäischen Geschichte: Natur, Weiblichkeit und schließlich das eigene Unbewußte zu unterwerfen, aus dem Mann-Ich auszugrenzen; eine Zerstörungsarbeit, die sich im Faschismus auf alles, was lebt, auszudehnen begonnen hat“ (S. 61). Einmal darauf aufmerksam gemacht, kann man sich der Erkenntnis nicht entziehen, daß es sich dabei um die Körper-Sprache handelt. Das gleiche gilt für den Begriff der „Rasse“: wenn Masse als Bezeichnung für das (chaotische, tierische, bedrohliche) Innere steht, so steht der Begriff „Rasse“ für den Körperpanzer. „Ich bin von arischer Rasse: heißt nicht niedere Klasse, nicht Prolet, nicht Weib, nicht Tier. Ich bin Mann, hoch-

2) Zum alltagsprachlichen Umgang mit „hoch“ und tief“, „oben“ und „unten“: Hochsprache — Umgangssprache; hohes Reflexionsniveau, darüber stehen, auf der Höhe der Zeit sein, hervorragend (außergewöhnlich erigiert) usf. S. 63 ff.

stehender Einzelner, bin Formation, auf ewig für Herrschaft . . ." (S. 89) 3)

THEWELEIT entlehnt zur Beschreibung dieser Differenz bei DELEUZE/GUATTARI die Begriffe der „molekularen“ (Vielfalt, Vielfalt) und „molaren“ (Ganzheiten, Blöcke, die auf ein Zentrum hin angeordnet sind) Organisation. An seinem Körper erlebt der soldatische Mann diese Organisationsformen als streng gegensätzlich (eingesperrtes Körperinneres: molekular, Körperpanzer: molar organisiert) — nicht „zerrissen sein“ heißt demnach unbedingt: herrschen, oben sein.

Ähnlich „körpersprachlich“ begründet ist der Begriff des „Volks“ — es ist eine Masse, die sich willig in Ordnungen fügt: „Im Moment, wo der Führer aus der Masse Volk macht, legt es er in seinen Samen und macht aus ihm eine Gebälerin männlicher Organisationen“ (S. 113). Eindringen in das Volk, neue Ordnung stiftend, wird: mit der Rede, mit dem Blick. Als ein Beispiel von mehreren:

Ich sitze in einem Saal, in dem ich noch nicht war. Mitten unter Menschen, die mir fremd sind. Arme, verhärmte Menschen. Arbeiter, Soldaten, Offiziere, Studenten. Das ist das deutsche Volk nach dem Kriege. Man sieht alte, zerschlossene Uniformen, auf den Waffenröcken, schmutzig und zerfetzt, trauern die Zeichen des großen Krieges. Das alles schaue ich fast wie im Traum.

Ich merke kaum, wie plötzlich einer oben steht und zu reden beginnt. Stockend und schüchtern zuerst, als suchte er Worte für Dinge, die zu groß sind, als daß man sie in enge Formen presse.

Da, mit einem Mal beginnt der Fluß der Rede sich zu entfesseln. Ich werde gefangen, ich horche auf. Der da oben gewinnt Tempo. Wie ein Licht leuchtet es über ihm.

Ehre? Arbeit? Fahne? Was höre ich? Gibt es das noch in diesem Volk, von dem Gott seine segnende Hand gezogen?

Die Menschen beginnen zu glühen. Auf den zerfetzten, grauen Gesichtern leuchten Hoffnungsstrahlen. Da steht einer auf und hebt die geballte Faust hoch.

3) In DELMAR (1925) fand THEWELEIT folgende „Dekaloge“ von Masse und Rasse:

Dekalog der Rasse

- I. Rasse ist begeistert Gnade aus Landschaft, Blut und Gestalt.
- II. Rasse ist die Vollkommenheit eines Möglichen.
- III. Rasse ist Schicksal der wenigen Besten.
- IV. Rasse ist Ausnahme und ihr Recht.
- V. Rasse ist Glück und Leben.
- VI. Rasse ist Kraft, Schönheit und Lust.
- VII. Rasse ist Kampf, Weisheit und Spiel.
- VIII. Rasse ist beim Mann die Leidenschaftlichkeit des Willens.
- IX. Rasse ist bei der Frau die Passion der Hingabe.
- X. Rasse war einst das Merkmal der französischen Nation.

Dekalog der Masse

- I. Masse ist enteignetes Absterben aus Landschaft, Blut und Gestalt.
- II. Masse ist Verdämmerung eines einst Wirklichen.
- III. Masse ist Schicksal aller Schlechten.
- IV. Masse ist Gleichheit und ihr Terror.
- V. Masse ist Leid und Tod.
- VI. Masse ist Schwäche, Häßlichkeit und Angst.
- VII. Masse ist ewiger Friede, Betörung und Gesetzmacherei.
- VIII. Masse ist beim Mann die Verweiblichung des Willens.
- IX. Masse ist bei der Frau Prostitution.
- X. Masse ist jetzt Merkmal der französischen Nation.

Dem daneben wird der graue Kragen zu eng. Schweiß steht ihm auf der Stirne; er wischt ihn mit dem Rockärmel ab.

Am zweiten Platz links von mir sitzt ein alter Offizier und weint wie ein Kind.

Mir wird heiß und kalt.

Ich weiß nicht, was in mir vorgeht. Mir ist mit einem Mal, als hörte ich Kanonen donnern. Wie im Nebel sehe ich, daß da ein paar Soldaten plötzlich aufstehen und Hurra schreien. Nicht einer nimmt Notiz davon. Der da oben spricht. Wälzt Quader auf Quader zu einem Dom der Zukunft. Was in mir seit Jahren lebte, hier wird es Gestalt und nimmt greifbare Form an.

Offenbarung! Offenbarung!

Mitten unter den Trümmern steht einer und reißt die Fahne hoch. Um mich herum sitzen mit einem Mal keine fremden Menschen mehr. Das sind ja alles Brüder. Der da, grau und zerschlissen, im offenen Soldatenrock, lacht mir zu. Kamerad! sagt er ganz unmotiviert. Mir ist es, als müßte ich aufspringen und schreien: „Wir sind ja alle Kameraden. Wir müssen zusammenstehen!“

Ich halte noch an mich.

Ich gehe, nein, ich werde getrieben an die Tribüne.

Da stehe ich lange und schaue diesem Einen ins Gesicht.

Das ist kein Redner. Das ist ein Prophet!

Schweiß läuft ihm in Strömen von der Stirne. In diesem grauen, bleichen Gesicht wettren zwei glühende Augensterne. Die Fäuste ballen sich ihm.

Wie das jüngste Gericht donnert Wort um Wort und Satz um Satz.

Ich weiß nicht mehr, was ich tue.

Ich bin wie von Sinnen.

Ich schreie Hurra! Keiner wundert sich darüber.

Der da oben schaut mich einen Augenblick an. Diese blauen Augensterne treffen mich wie Flammenstrahlen. Das ist Befehl! Von diesem Augenblick an bin ich neugeboren.

Es fällt wie Schlacken von mir herab.

Ich weiß, wohin mein Weg geht. Der Weg der Reife.

Nun höre ich nichts mehr. Ich bin wie berauscht.

Mit einem Male stehe ich hoch; auf einem Stuhl stehe ich über diesen Menschen und schreie: „Kameraden! Freiheit!“ Ich kann nicht sagen, was danach geschah. Ich weiß nur noch, ich lege meine Hand in eine klopfende Männerhand. Das war ein Gelöbnis fürs Leben. Und meine Augen versanken in zwei großen, blauen Sternen.“ (Orig.: GOEBBELS 1928, S. 101 ff.; Zit. nach THEWELEIT, Bd. 2, S. 140/141.)

2. Drill als Methode: Die deutsche Kadettenanstalt als Prototypus einer Einrichtung, die, aufsitzend auf einer im vorigen beschriebenen primären Sozialisation, das realitätstüchtige Ich des soldatischen Mannes produziert, festigt: Im Drill bleibt „nichts undeutliches Gefühl, Wunsch, alles wird verwandelt in deutliche Wahrnehmung: der Wunsch nach Körperwärme in die Wahrnehmung der Hitze des Körperschmerzes, der Wunsch nach Berührung in die Wahrnehmung des Peitschenhiebes . . ." (S. 175.) Nach und nach akzeptiert der Körper die Schmerzengriffe an seiner Peripherie als Antwort auf sein Lustbegehren. Er nimmt sie als Befriedigungen. Er wird dem Lustprinzip abspenstig gemacht, umgedrillt zu einem Leib, den das „Schmerzprinzip“ beherrscht: schön ist, was weh tut . . .

Ein wichtiges Element, das für die Psyche des soldatischen Mannes, wie sie THEWELEIT analysiert, von großer Bedeutung ist, gehört mit zu den (durchaus intendierten) Bestandteilen des Drill: die Produktion von Ohnmachten, als Grenzsituationen äußerster physischer Beanspruchung. Der Körperpanzer löst sich im „Black out“ im Moment der höchsten Anspannung auf — ein Orgasmus, der sich nicht nach außen, sondern über die Sinne des Mannes ergießt.

Der Drill liefert zu der „Ganzheitsmaschine Truppe“:

„Die Maschine Truppe produziert zunächst sich selbst; sich selbst als Ganzheit, die dem einzelnen Soldaten einen neuen Körperzusammenhang verleiht und sich selbst als Zusammengefügtes aus lauter gleichen geschliffenen Einzelteilen. Sie produziert einen Ausdruck: den von Geschlossenheit, Stärke, Exaktheit, den einer strengen Ordnung der Geraden und Rechtecke; den Ausdruck von Kampf und den einer bestimmten Männlichkeit.“ — Das „schwärzliche Gewimmel“ der Masse, der inneren wie der äußeren, ist erfolgreich eliminiert.

Im Kampf gegen den Feind, in der „Explosion“ seines Gewehrs findet der solcherart gepanzerte Mann Befriedigung, die ihn nicht zu fragmentieren droht: die Vereinigung im Töten.

„Wie eine fast vergessene Erinnerung blüzt es blendend auf: Dort ist ja der Feind, dort sitzt ja der Mensch, und gleich werden wir bei ihm sein! Diese Erkenntnis erfüllt uns mit einer wilden, rasenden Lust, es ist, als ob alles, was sich reißend gespannt und gespeichert hat, plötzlich einen Ausweg sähe, und sich in purpurfarbige und scharlachrote Abgründe stürzte wie ein tosender Wasserfall.“

Schnell, nur schnell, jetzt muß getötet werden! Jetzt gibt es nur eine Erlösung, eine Erfüllung und ein Glück: das fließende Blut. Gleich wird man zupacken können und man empfindet eine dämonische Vorfriede in dem Bewußtsein, daß man als der Stärkere, als der Unwiderstehliche auftreten wird. Wartet nur, gleich sind wir da! Ich fühle, wie sich meine rechte Hand wie ein Schraubstock um den Pistolenkolben spannt, und die Linke um den kurzen Bambusstock. Ich fühle, wie mir das Blut siedend in das Gesicht geschossen ist, wie sich die Zähne aufeinanderpressen und wie die hellen Tränen unaufhaltsam über das Gesicht hinunterfließen. (Orig. JÜNGER 1929, S. 139 f., zit. nach THEWELEIT Bd. 2, S. 212/213)

DAS ICH DES SOLDATISCHEN MANNES

Unter nochmaligem Rückgriff auf Margret MAHLERS Analysen von Psychotikern versucht THEWELEIT, S. 244 ff., seine Erkenntnisse über die Psychostruktur des soldatischen Mannes in theoretische Kategorien zu fassen. Sie charakterisiert den psychotischen Typus des „Symbiotikers“ nach dem Hauptmangel, nie zur Sicherheit von innen heraus libidinös besetzter eigener Körper-

grenzen gelangt zu sein — THEWELEIT kreiert dafür den Begriff des „nicht zu Ende geborenen Menschen“. Als Ende der Geburt sei nicht die Ausstoßung aus dem mütterlichen Körper, sondern der — extrauterine — Abschluß der Individuation, der Prozeß der lustvollen Ausdifferenzierung des Ich aus der Umwelt, anzusehen. Dieser Prozeß finde bei den soldatischen Männern nicht statt: Identitätsgrenzen werden zwar von außen (teils schmerzhaft) erfahren, nicht aber von innen heraus libidinös besetzt — das Ergebnis dieser primären Sozialisation sei daher kein gesichertes Ich, schon gar kein ödipal organisiertes. Der Vater sei gleichgültig, gesucht werde die Verbindung mit Mütterleibern (je größer, desto besser: die Erde), der Gestus des „Zusammenfügens“ (entgegen der stets drohenden Gefahr des inneren Zerreißen des nur gewaltsam Zusammengehaltenen) und des sich Einfügens in klar strukturierte Herrschaftsverhältnisse als künstliche Fortführung der Symbiose bestimme des Wahrnehmungs- und Handlungsfeld. Erst die zweite Sozialisation, der Drill, mache das Ich dann voll funktionsfähig — doch stets erwecke jede äußere Bewegung die Angst vor dem inneren Zerreißen. Je lebendiger, je komplexer die Bewegung, desto größer die „Grundangst“ (S. 252) — und desto stärker der Drang nach Entdifferenzierung, Entlebendigung durch Zerstörungsakte. Das Ziel dieser Abwehr: „außen soll sich nichts bewegen und innen kein Gefühl sein“ (S. 253) — nur das ist der Zustand, der Überleben zu garantieren scheint. Diese Art des psychischen Funktionierens sei mit den Kategorien „Objektbeziehungen“ und „Abwehrmechanismen“ nicht zu begreifen — es handle sich vielmehr um „Erhaltungsmechanismen“: „Für alle Erhaltungsvorgänge gilt, daß sie im strengen Sinne nicht nach dem Lustprinzip funktionieren. Die Sexualtriebe sind in ihnen unter die Selbsthaltungstribe subsumiert — der Verlust des äußeren Objekts ist ihr Preis“ (S. 318).

THEWELEIT erscheinen die Parallelen zu den von MAHLER beschriebenen psychotischen Kindern „frappierend“:

„Wir sehen die gleiche Unmöglichkeit der Objektbeziehungen, das Entgleiten der libidinösen menschlichen Objektwelt; das aggressionsgesättigte chaotisierte „Innere“ den drohenden Zusammenbruch der Grenzen bei Kontakt mit intensiver äußerer Lebendigkeit, das Verschwimmen Innen/Außen; weiterhin die fehlende Verdrängung aller mit dem geheimen Triebziel verbundenen Inhalte, die halluzinatorischen Wahrnehmungen, Objektvertauschungen („Substitutionen“) im Moment der bevorstehenden Erlösung im Tötungsakt. Ihr ‚ganz woanders sein‘, ihre Abwesenheiten, Trancezustände, die in den Aggressionsakten auf fallen, könnte ich mir nicht besser bezeichnet vor-

stellen, denn als Vereinigung mit dem ‚undifferenzierten Triebobjekt‘“ (S. 255) 4).

Daraus wird auch verständlich, wieso die Besetzung von Politik (bei gleichzeitiger Beteuerung des politischen Desinteresses), von Geschichte-Machen, ohne Papa/Mama-Umwege direkt erfolgt und tendenziell total ist: sich die Erde/der Erde einverleiben, der gesamten Weltkörper als „symbiotischer Leib ihrer Überlebensversuche“ (S. 284).

Diese Analyse wird an den folgenden Abschnitten (über: Ich-Zerfall und Arbeit; Formen des „Weißen Terrors“, vom Schlagen mit Gewehrkolben bis zu Prügeln) anschaulich mit dem literarischen Material verknüpft. Darin versucht THEWELEIT auch zu begründen, warum er von den verbreiteten alternativen Erklärungsansätzen — sei es Existenz eines allgemeinen „Todestriebes“, sei es latente Homosexualität der Faschisten — nichts hält.

SCHLUSS

In seinem Schlußkapitel fordert THEWELEIT auf nicht nur zu einer anderen Einschätzung des Phänomens Faschismus, sondern allgemeiner zu einem anderen Verständnis von Politik.

„Akzeptiert man, daß es sich beim Faschismus nicht einfach um ein Verführen oder Verkennen handelt, sondern um eine bestimmte Weise der Realitätsproduktion . . . dann kann man auch eine gewisse Repräsentativität des ‚Kerns‘ für den Zustand der Anhänger annehmen, der über die bloße Evidenz, daß sie ‚gefolgt‘ sind, hinausgeht, dessen Grad ich aber offenlassen muß“ (S. 401).

Der wilhelminische Frieden — nicht der Erste Weltkrieg — habe diesen Mann gemacht, und zwar insbesondere in den „Zweifrontenschichten“, die die Weiterentwicklung des Kapitalismus deklassierte, denen der Kapitalismus widerwärtig war, und die im Militarismus (deutschen Imperialismus) die Kraft zu ihrer Selbsterhaltung sahen. Mit einer politisch-ökonomischen Analyse allein sei jedoch dieses Phänomen und dessen Anziehungskraft für die Massen nicht zu verstehen.

„Die ‚Bedürfnisse der Menschen‘ — eine so harmlose Formel, von der man denken könnte, sie wäre für jedermann als Grundlage eines Sozialwesens akzeptabel — sind diesem Typ Mann etwas Abscheuliches, Bedrohliches. Denn seine Bedürfnisse sind gelehnt und abgewehrt worden; sie haben sich transformiert in jene ‚ewige, tiefere Gewalt‘, die zum Kern seines Seins geworden ist (Zusammenfügen, Herrschen). Bedürfnisse anderer Menschen bzw. Menschen, die noch andere Be-

dürfnisse haben, sind für ihn gefährlich und nötig; nötig, weil er sie braucht wie das ‚Oben‘ das ‚Unten‘, um ‚Oben‘ zu sein: gefährlich, weil die Befriedigung ihrer Bedürfnisse sich direkt gegen ihn selbst richtet: sie würde *sein* Recht auf Herrschaft aufheben. Jeder, der ein Bedürfnis äußert, schränkt damit den Anspruch des soldatischen Mannes auf ein *Leben in der Gewalt* deutlich ein. Er beschneidet sein Recht auf Rache, zu dem für ihn das Recht auf Leben geworden ist. Erst die ‚germanische Wut‘ schafft Bedürfnisse.

Dem Satz ‚jedem nach seinen Bedürfnissen‘ ist damit eine Grenze gesetzt: das Bedürfnis, zu töten, führt ihn ad absurdum. Und es führt zu nichts, zu behaupten, das wäre ja kein *eigentliches* Bedürfnis; dem soldatischen Mann ist es dasjenige, das er verspürt“ (S. 432).

„Das Schwergewicht auf politisch-ökonomische Fragen zu legen, erscheint mir als Fortsetzung des spezifischen Widerspruchs des bürgerlichen Individuums, nämlich die Fähigkeit zur planenden Forschung, zur Ausbeutung der Natur, mit der Unkenntnis der eigenen Natur zu teilen. Das bürgerliche ICH hält die Welt für manipulierbar, beherrschbar, erkennbar; der Gedanke einer Quantifizierbarkeit der Gefühle, einer *Psychoökonomie* (= Versprechen der Beherrschbarkeit) ist ihm lieb — es ist sich selbst aber ein weißer Fleck auf der Landkarte geblieben oder der dark continent“ (S. 479/80).

„Die Dominanz der Politökonomie in der kommunistischen Strategiediskussion zeigt, daß es den kommunistischen Theoretikern *leichter* fällt, die Tätigkeit des Unternehmers, die Organisation der Ausbeutung zu verstehen, als die Leiden der Massen zu verstehen, geschweige denn, von ihnen auszugehen in der Befreiungspolitik. Der gleiche Mangel zeigt sich in der Psychoanalyse, wenn sie die Leiden mit einem Begriff von ‚Gesundheit‘ angeht statt mit einer Vorstellung menschlicher Möglichkeiten“ (S. 480)

„‚Ökonomen‘, . . . ‚Positiven‘, ‚Stalinen‘, ‚Leninen‘, ‚Trotzkisten‘, ‚Marxisten‘, ‚Kommunisten‘, ‚Liberale‘, ‚Maoisten‘ usw., sie gleichen sich alle darin, daß irgendein ‚Primat‘ irgendeiner ‚Objektivität‘ (eines Produktionsverhältnisses, einer geschichtlichen Situation oder sei es bloß die ‚Objektivität‘ des ‚Pluralistischen‘) zu wahren, zu beachten gälte, grundlegend sei, und entsprechend organisieren sie sich: den Wunsch als Produktivkraft ausschließlich sind sie terroristisch zumindest gegen die eigenen Mitglieder. Ihr gemeinsamer Nenner heißt Selbstverleugnung. Alle tendieren sie dazu, Makrogebilde zu werden oder zu erzeugen“ (S. 477).

Soweit THEWELEIT.

4) Angeschlossen daran wird noch eine Darstellung von „Primärprozeßhaft erreichten Wahrnehmungsidentitäten“ — „blutiger Brei“, „entleerter Platz“, „black out“ — auf deren empirische Basis ich jedoch in meiner Rezension zu wenig eingegangen bin, um sie an dieser Stelle verständlich zu machen.

Warum mir dieses Buch wichtig war

Das Bemühen, herauszufinden, warum dieses Buch mich sehr beeindruckt hat und Einfluß auf meinen Umgang mit der Welt und meine Sprache gewann, führt mich zu den folgenden Ergebnissen.

1. Mir liegen die zentralen Kategorien des psychodynamischen Modells, mit dem THEWELEIT arbeitet, und das er ja zum großen Teil von DELEUZE/GUATTARI bezieht (es gefällt mir allerdings in der THEWELEITschen Fassung weitaus besser, während ich mit der Blumigkeit der Originalautoren Schwierigkeiten habe). Es impliziert eine ausgeprägte positive Anthropologie: der Mensch ist nicht des Menschen Wolf. Sogar am extremen Beispiel des Faschismus wird der Blick gewendet auf die (innere) Not, die solches Fühlen und Handeln produziert. Die Vorstellung von der Wunschproduktion (der produktiven Kraft des Unbewußten, die in einem durchaus materiellen Sinn menschliche Realität erzeugt), von der Vielfalt möglicher Objekte, auf die sich diese Produktion richten kann (im Gegensatz zum gewaltsamen Familialismus eines FREUD), vom Fließen-Lassen, entspricht meiner Perspektive, wie der Mensch sein könnte, weitaus besser als die Konzepte einer rationalistischen Ich-Psychologie, für die Heranwachsen vor allem im Errichten erfolgreicher Kontrollstrukturen besteht, in der Unterwerfung des „inneren Chaos“ und in der Funktionalisierung des Körpers auf Leistungen. Bei THEWELEIT geschieht die Rekonstruktion der Einheit von „Körper“ und „Kopf“ nicht als äußerliche, naturwissenschaftliche objektivierende, sondern wird auf der durchaus materiellen Basis von Selbsterfahrung und Handeln versucht.

2. Ich sehe in diesem Buch eine starke synthetisierende Kraft; die angebotene Begrifflichkeit und die Prozeßmodelle gestatten, Arbeit, Liebe und Politik zu verbinden. Die Art und Weise, in der dies geschieht, ist für mich überzeugender als die noch aus der Studentenbewegung bekannten Versionen Sexualunterdrückung = Aufrechterhaltung von Herrschaftsverhältnissen, weil sie konkreter ist (historisch und psychodynamisch) und zugleich allgemeiner, gefaßt als Körperunterdrückung in einem umfassenden Sinn.

3. Dieses Buch bündelt viele meiner Erfahrungen als Frau, gar nicht mit Faschisten, sondern mit einer „ganz normalen“ männlichen Umwelt; allerdings nicht in jener verbreiteten feministischen Version des Geschlechterkampf = Klassenkampf, auch nicht zu „Männerabwehr“. Es vermittelt mir ein Vorverständnis dafür, wie die kämpferische Rekonstruktion weiblicher Identität nicht nur diffus „emanzipatorisch“ (d. h. gegen überschüs-

sige Herrschaft gerichtet) ist, sondern sich einfügt in die Logik von Klassenkämpfen. Hier bleibt es beim Vorverständnis, beim Erschließen eines Zugangs — das Verständnis, den Weg gilt's noch zu finden.

Übrigens hätte mich in diesem Zusammenhang brennend die Psychodynamik der faschistischen Frau interessiert — von der das Buch allerdings in keiner Weise handelt.

4. Abschließend nochmals zur Methode: auf mich als berufsmäßige Produzentin objektivistischer Analysen, objektivistischer Sprache wirkt THEWELEITS Vorgehen ungeheuer befreiend: er ist als ganze Person präsent (das merkt man keineswegs nur an den Vor- und Nachworten), er nimmt die Texte und ihre Schreiber als Subjekte ernst, und er setzt Fühlen und Erfahrungen des Lesers als aktive Bestandteile in der Mitteilung voraus: ein gegenüber üblichen wissenschaftlichen Darstellungen viel weniger beschnittener, restringierter Kommunikationsprozeß also, viel weniger gewaltförmig. Gewiß ist diese Methode auch verantwortlich für den enormen Umfang und ein gewisses Durcheinander dieses Buchs — die analytische Kraft und Klarheit wird dadurch jedoch keineswegs aufgehoben.

5. Wenn ich versuche, abzuschätzen, was THEWELEIT für mich am Faschismus erklärt, so komme ich zu der Schlußfolgerung, daß es sich dabei sicher nicht um eine „neue Totalerklärung“ dieses Phänomens handelt, und ich habe auch den Eindruck, daß THEWELEIT das nicht beansprucht. Er versucht vielmehr, und das, wie mir scheint, mit Erfolg, die Psychodynamik der zentralen Träger des Faschismus und die psychischen Voraussetzungen ihres Erfolges bei den Massen verständlich zu machen aus bestimmten historischen Sozialisierungserfahrungen des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Und er beschreibt unter dem Begriff „Faschismus“ ein sehr weites Feld, das in seiner deutschen und italienischen Form aus einer Reihe von historischen Gründen (die in diesem Buch nur am Rande berührt werden) nur eine besondere politische Kulmination gefunden hat — aber sehr viele Phänomene in ganz Europa zu dieser Zeit (angefangen von der Architektur, über die Inszenierung molar organisierter öffentlicher Menschenmassen, die Diktation antisemitischer Propaganda in den Zeitungen etc.), auch innerhalb der Arbeiterbewegung, bezeichnet. Mittels dieser Psychodynamik lassen sich keine scharfen Grenzlinien markieren im Sinn von der „hat“ eine faschistische Persönlichkeit und der „hat“ keine, auch keine eindeutigen Zuordnungsregeln, der wird sich den Faschisten anschließen und der nicht. Was dieses Buch theoretisch voneinander zu scheiden lehrt, sind Grundtypen von Umgangsformen mit

Wirklichkeit (wobei für den einen „Entlebendigen“, „eindämmen“, blockartig-hierarchisch-zentralistisch organisieren, Gewaltförmigkeit und Unterdrückung des Weiblichen, für den anderen an lebendiger Vielfalt teilhaben, fließen lassen, als freien Zusammenschluß von unterschiedlichen Gleichen organisieren, Widerstand gegen Gewalt und lustvolle Bejahung des Weiblichen stehen) und ein Verständnis dafür, wie sie produziert werden, zusammenhängen miteinander und mit bestimmten Körpererfahrungen und wie sie sich äußern. Daher kann THEWELEIT auch nicht das spezifische historische Phänomen des deutschen Faschismus „erklären“ — allerdings Voraussetzungen dafür damals und heute zeigen, die von vielen linken Theoretikern des Faschismus (vor deren Hintergrund dieses Buch, eher als Ergänzung denn als „Totalrevision“, offenbar entstand) zu unrecht vernachlässigt worden sind.

Weitere zitierte bzw. verwendete Literatur

- 1) G. DELEUZE; F. GUATTARI: *Anti-Ödipus*, Frankfurt 1974.
- 2) M. DELMAR: *Französische Frauen, Erlebnisse und Beobachtungen, Reflexionen, Paradoxe*, Freiburg 1925.
- 3) E. E. DÜRINGER: *Die letzten Reiter*, Jena 1935.
- 4) J. GOEBBELS: *Michael: Ein deutsches Schicksal in Tagebuchblättern*, München 1929.
- 5) E. JUNGER: *In Stahlgewittern*, Berlin 1922.
- 6) M. S. MAHLER: *Symbiose und Individuation*, Stuttgart 1972.

Cheryl BENARD/Edit SCHLAFFER, Der Mann auf der Straße. Über das merkwürdige Verhalten von Männern in ganz alltäglichen Situa- tionen,

Rowohlt Taschenbuch Verlag (=rororo Sachbuch Nr. 7305), Reinbek bei Hamburg 1980, DM 6,80

Christian Fleck
(Universität Graz)

Wissenschaft unterscheide sich von schöner Literatur, Reportage und Agitprop durch Allgemeingültigkeit und Repräsentativität, wertfreie Analyse und methodisch einwandfreie Vorgehensweise. So wollen es jedenfalls jene, die sich berufen fühlen, den Moralkodex dieses Berufes zu formulieren. Die Sprache der Wissenschaft soll eindeutig, klar, unverwechselbar, wohl definiert, abstrakt etc. sein, sagen dieselben Apostel. Sie nehmen in Kauf oder haben es gar zum Ziel, die Leserschaft ständig und ständisch zu beschränken.

So weit, so schlecht, sagen jene, die sich einer kritischen, radikalen, feministischen oder Partisanenrolle der Wissenschaft verschrieben haben. Das hier zu besprechende Buch gehört zu den Werken, die sich einer der in dieser Strömung existierenden Richtungen zurechnet.

Titel, Untertitel, Kapitelüberschriften sowie ein erstes Hineinblättern bestärken einen in dem Glauben, ein Buch in Händen zu haben, das in der Sprache derer geschrieben ist, die sonst bloß Forschungsobjekt sind und genannt werden.

Leider hält das Buch nicht, was es verspricht. Nach der Lektüre fühlt man (d. h. jedenfalls ich, um nicht unzulässiger Generalisierung geziehen zu werden) sich wie jener Konsument einer vielversprechend gepriesenen neuen Ware, der nach dem „Verzehr“ feststellen muß, wieder einmal den leeren Versprechungen verlockend präsentierter Warenästhetik erlegen zu sein.

Benard und Schläffer schreiben zwar gegen den „mainstream“ der Zunft, es gelingt ihnen (mit Ausnahme einiger gut lesbarer Abschnitte) allerdings nicht den verworfenen Standards etwas Besseres entgegenzusetzen. Statt Repräsentativität herrscht Willkür in der Auswahl der zu untersuchenden Objekte und Personen, an die Stelle der Enthaltbarkeit, was (auch begründbare) Wertungen anlangt, treten normative Urteile, die nicht einmal hinsichtlich ihrer inneren Logik konsequent durchgehalten werden; Eklektizismus ersetzt konsistente Argumentation. Der Schoß des Alten und Verworfenen war nicht fruchtbar genug etwas originär Neues hervorzubringen; heraus kam leider nur ein Wechselbalg überzogener Ansprüche, schlechter Ironie, eifernden Dreinschlagens und fehlender Exposition der zu verkündenden Thesen.

Einiges Vergnügen bereitet das Buch, insofern es durch eine unkonventionelle Mischung verschiedener literarischer Genres lesend Kurzweil bietet: Neben Auszügen aus den Tagebüchern der Autorinnen (81 f., 146 f., 155 f., 211 f. etc.) bildet der Interviewteil den umfanglich wichtigsten Abschnitt (ca. 110 Seiten); ergänzt wird das Gemeinschaftswerk durch die — soweit ich sehen kann — Neuschaffung einer wissenschaftlichen Publikationsform: dem Rezensionsbuch.

Dieses stellt gegenüber den hinlänglich bekannten Formen der Sammelrezension eine bemerkenswerte Erweiterung dar. Zwar versuchen die Verfasserinnen die Erwähnung findenden Bücher mit dem Thema ihrer Publikation in Verbindung zu sehen, die Vielzahl möglicher Besprechungsobjekte und -perspektiven hinterläßt beim Leser allerdings den Eindruck der Beliebigkeit bei der Auswahl. So werden u. a. folgende Werke ausführlich kommentiert: Pietropinto/Simenaers „Mythos Mann“ und Vinnais „Elend der Männlichkeit“, aber auch Virginia Woolfs „Ein Zimmer für sich allein“ und Doris Lessings „A Man and two Women“; neben den Memoiren der Witwe Paul Tillsch und den Tagebüchern der Anais Nin, finden ein Werk über das Leben der George Sand ebenso breite Erwähnung wie ein Buch von Zelda Fitzge-